

Monotraite – oder die Geschichte der faulen aber erfolgreichen Bauern

Die Aufhebung der Milchkontingentierung und das mögliche Freihandelsabkommen mit der EU zwingt die Milchbauern ihre bisherige Produktionsweise zu überdenken. Monotraite könnte in diesem Zusammenhang das Bild des idyllischen Alplebens von wenig Arbeit und viel Freiraum der Realität ein Stück näher bringen.

Text Anita Breitenmoser

Ende Sommer finden wir auf vielen Alpen ein ähnliches Bild: Alpmüde Äpler, abgemagerte, hungrige Kühe, ein kaum gefülltes Kessi und folglich über Finanzsorgen klagende Bauern. Im Rahmen meiner Diplomarbeit suche ich nach einer Möglichkeit, dieses Bild in Richtung glücklichere Kühe, Äpler und auch Bauern zu verändern. Fündig geworden bin ich in der Bretagne im Departement Finistère. Wo man früher glaubte, die Welt sei zu Ende, fing für mich die Reise zur Geschichte und Praxis von Monotraite an.

Was ist Monotraite?

Es begann in den 80er Jahren an der Südspitze Neuseelands. Ein dort ansässiger Landwirt konnte keine Arbeiter finden, die an diesem gottverlassenen Ort arbeiten wollten (der nächste Nachbar liegt 100km entfernt). Um trotzdem genügend Zeit für seine Familie zu finden, beschloss er, seine Herde nur noch einmal täglich zu melken. OAD (once-a-day) war geboren und es funktionierte hervorragend. Erst zehn Jahren später begannen sich neuseeländische Forscher für sein Tun zu interessieren und seitdem hat sich auf dem Gebiet viel getan. Heute existiert in der neuseeländischen Genetik bereits ein Zuchtwert für die OAD-Eignung.

In Frankreich experimentierten die Gebrüder Glinec im Jahr 2000 zum ersten Mal mit OAD (in ihrer Sprache Monotraite), als einer der beiden in die Ferien verreiste. Etwa zur gleichen Zeit begann man sich auch in Trévez, einer Station für angewandte Forschung, für Monotraite zu interessieren.

Warum Monotraite

Die Gründe, weshalb Landwirte sich entschliessen, ihre Herde nur noch einmal täglich zu melken, sind vielfältig. Während die einen ihr Kontingent nicht über-



schreiten wollen, geniessen andere die frei gewordene Zeit oder nutzen sie für andere anfallende Arbeiten. Genau so vielfältig sind die Formen von Monotraite: Der eine melkt am Sonnabend nicht, der andere während den Ferien, wieder andere gegen Ende Laktation oder wenn das Futter knapp wird. Die ganz frechen und mutigen melken von A bis Z nur einmal.

Die eingesessene Bevölkerung tut sich schwer mit dem Verständnis für dieses Tun und oft werden «Monotraitler» als faules Pack abgestempelt. Wirtschaftliche Analysen haben jedoch gezeigt, dass sie Ende Jahr gleichviel erwirtschaftet haben, wie ihre Kollegen mit dem traditionellen Melksystem. Fazit: Gleiches Geld bei durchschnittlich 20 % weniger Arbeitsbelastung.

Um die gleiche Milchmenge zu erzielen, werden jedoch mehr Kühe benötigt, da diese im Schnitt 30 % an Leistung verlieren. Deswegen sind genug Stallplatz und tiefe Grundfutterkosten (grosse Weidefläche, kein Kraftfutter) Voraussetzungen für einen wirtschaftlichen Erfolg.

Kuh ist nicht gleich Kuh

Eine wichtige Erkenntnis ist, dass sich nicht jede Kuh für Monotraite eignet. Während die einen 50 % an Milch einbüßen, verlieren andere lediglich 5 %. Auf die Rasse bezogen eignen sich Jersey-Kühe am besten, da ihre Speicherkapazität im Euter am Höchsten ist. Spezialisiert auf die Selektion von an Monotraite angepassten Kühen hat sich Erwan LeRoux. Zusammen mit seiner Frau ma-

nagen sie eine 100-köpfige Kuhherde, die über die gesamte Laktation bloss einmal täglich gemolken wird. Sein Prototyp – eine Mischung aus Hohlstein, Jersey, Montbéliard und schwedischem Rotvieh – ist leicht. Ziel ist eine Kuh mit 450 Kilogramm Gewicht.

Ein Stück vom Kuchen für Schweizer Alpen?

Stellt sich nun die Frage, ob Monotraite auch bei uns Sinn macht. Konkret würden die Kühe weniger ins Energiedefizit rutschen und wir Äpler könnten bereits am frühen Abend das Gadenbänkli geniessen. Zwar würde die effektive Milchmenge um die oben erwähnten 30 % sinken. Wird die Milch jedoch zu Käse verarbeitet, bleibt die Ausbeute praktisch dieselbe, da die Fett- und Eiweissgehalte in der Milch zunehmen. Vor allem für Bauernfamilien mit einem Heimbetrieb wäre die Entlastung gross, wartet doch auch im Tal genügend Arbeit.

Soweit, so gut. – Problem Nummer eins ist jedoch, dass die Kuh vor der Umstellung tiefe Zellzahlen aufweisen sollte, da wir ansonsten mit Euterproblemen rechnen müssen. Bekanntlich finden wir jedoch auf vielen Alpen das gegenteilige Bild vor. Problem Nummer zwei: Wenn es schon bei den Franzosen mit der Einsicht hapert, wie steht es erst bei den traditionsbehafteten Schweizern?

Bleibt abzuwarten, ob wir in Zukunft Hulda samt Kompanie nur noch einmal täglich in den Stall holen, um ihnen die letzten Herbsttropfen Milch abzuwringen, oder ob alles beim Alten bleibt. ■

Anita Breitenmoser verbringt dieses Jahr ihren 6. Sommer auf der Alp und studiert als Nebentätigkeit Agronomie an der Schweizerischen Hochschule für Landwirtschaft.